



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Biographische Litteratur : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Arme in die Luft und schrie zornrot: Es ist einer zu viel da! griff hinter den Stamm der Buche und zog einen schreckensbleichen jungen Mann hervor, der einen seiner Schuhe in der Hand hielt. Es war ein Eisenbahningenieur, der in der dortigen Gegend seit einigen Wochen Vermessungen ausführte und auf dem Nachhausewege von Schmiedefeld in der Nacht zufällig an diesen Hexenort gekommen war. Er war an einem goldnen Sonntag geboren und konnte deshalb mehr sehen als andre Leute; so war er denn Zeuge aller dieser Vorgänge geworden, und außerdem war ihm beim Umherirren im Walde etwas Fahrsame in den Schuh gefallen, ohne daß er es wußte. Nun aber hatte ihn etwas am Fuße gedrückt, und er hatte den Schuh ausgezogen und ausgeklopft; da war der Fahrsame herausgefallen und der Zauber geschwunden, und er war den Geistern sichtbar geworden.

Ein grauenhaftes Getöse brach los. Der wilde Jäger sprang fluchend in den Sattel, die Hunde heulten, Eulen schrieten, Spukgänse schnatterten, Holzweibel quiekten, der Protokollführer trommelte mit seinem Bein wie verrückt, der Bieresel von Kusla brüllte. Im Nu hatten sich zehn, zwanzig Zwerge an Arme und Beine des unglücklichen jungen Mannes gehängt und zerrten ihn zu Boden. Da stieß der Uhu einen langgezognen Ruf aus, ein schwefelgelber Blitz zuckte auf, gefolgt von einem prasselnden Donnerschlag — dann lag das Göpfersbacher Thal in tiefer Finsternis da. Die Geisterstunde war zu Ende. Von fernher klang noch einmal schauerlich, wie aus Lachen und Heulen gemischt, der Ruf eines Waldkauzes; dann war alles totenstill.

Holzmacher, die im Morgengrauen zur Arbeit gingen, haben den Ingenieur unter der Buche gefunden. Er lebte noch, lag aber in todähnlichem Schlaf und war nur schwer zu ermuntern. Verstört sah er um sich und erzählte in abgerissenen Sätzen, er habe am Tage vorher das Sommerfest des Thüringer Waldvereins, Sektion Schmiedefeld, mitgemacht, dabei ziemlich lange gefrühstückt, sei dann auf dem Nachhauseweg in der Nacht irre gegangen und hier eingeschlafen. Es sei irgend etwas mit ihm geschehn, er wisse aber nicht mehr was, weil ihm der Kopf so sehr brumme. Nach einer halben Stunde hatte sich der Unglückliche soweit erholt, daß er imstande war, nach Stützerbach hinunterzugehen, den Oberingenieur für diesen Tag wegen nervöser Dyspepsie um Urlaub zu bitten und im Wirtshaus zur wilden Raß einen Frühshoppen einzunehmen. Dort kam ihm allmählich das Gedächtnis wieder, und dort hat er mir, dem Schreiber dieser Zeilen, so ungefähr gegen sechs Uhr abends, seine Erlebnisse erzählt, und da er ein Goldensonntagskind ist, so habe ich nicht den geringsten Grund, an der Wahrheit der Geschichte zu zweifeln.



## Biographische Litteratur

(Schluß)

11. Zur Erinnerung an Julius Jolly von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel, 1899. VI u. 326 Seiten.

Als langjähriger Freund J. Jollys hat der Heidelberger Theolog seine eignen Erinnerungen an den bedeutendsten nationalen Staatsmann, den Süddeutschland in

der Zeit der Reichsgründung neben Karl Mathy gehabt hat, zuerst in der Deutschen Rundschau 1898 im Anschluß an die Besprechung der Biographie von G. Baumgarten und L. Jolly, dann in erweiterter Gestalt in diesem Bändchen zusammengefaßt. Auch viele Briefe Jollys sind mit aufgenommen, vor allem die aus Frankreich 1870/71, die ein so lebendiges Bild Bismarcks und der damaligen Verhandlungen geben, nach Hausraths Versicherung freilich immer nur ein schwaches Abbild dessen, das Jollys mündliche Erzählungen bei seinen Zuhörern hervorriefen. Ein scharfes Licht fällt nebenher auf badische Persönlichkeiten wie Bluntschli, der dadurch gar nicht gewinnt, und Mathy, dessen charaktervolle, eckige und kantige Gestalt hier besser zur Geltung kommt als in der etwas zu sehr abgeschliffnen Form in G. Freytags Biographie. „Diese meerumschlungenen ungedeckelten Schmerzenskinder, äußerte er einmal scharf über die Schleswig-Holsteiner, sind die größten Chikaneure der Welt. Da sitzen sie auf ihren alten Urkunden und lassen es auf einen Krieg zwischen Preußen und Osterreich ankommen. Lieber mögen in Deutschland die Wölfe haufen, als daß sie etwas von ihren alten Charten nachließen,“ und den österreichisch gesinnten Minister des Auswärtigen von Edelsheim, dem man 1866 die Besetzung von Hohenzollern übertragen wollte, fuhr er im Staatsministerium grimmig an: „Da lassen Sie die Finger davon, das könnte dem Lande eine schöne Kriegskostenentschädigung eintragen.“ Denn an dem endlichen Siege Preußens zweifelte in diesem kleinen Kreise, der „preußischen Clique,“ wie die Karlsruher sagten, von Anfang an niemand. Daß sie trotzdem Baden von dem Eintritt in den Krieg für die so oft verhöhnnte Bundesverfassung nicht abhalten konnte, erklärt sich nicht nur aus der preußenfeindlichen Strömung im Lande, sondern vor allem aus der sehr begründeten Furcht, sonst würden im Falle des Sieges, den in Süddeutschland ja sonst jedermann bestimmt erwartete, Osterreich und Bayern einfach Baden unter sich teilen. Für diesen Sieg freilich wurde in den protestantischen Kirchen Badens nicht gebetet, sondern nach Hausraths Entwurf auf Anordnung des Oberkirchenrats nur „für Wiederherstellung des Friedens und ein baldiges Ende des traurigen Bruderkriegs,“ und dieses Gebet wurde erhört.

12. Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846 bis 1848 mit Erläuterungen herausgegeben von Ludwig Mathy. Leipzig, S. Hirzel, 1898. VIII und 524 Seiten.

Die Aufzeichnungen, Briefe u. a. m., die aus Mathys Nachlaß (1807 bis 1868) an die Kinder seines schon 1855 verstorbenen Bruders Heinrich in Mannheim übergangen, reichen von 1819 bis 1868. Aus ihnen hat ein Nefte, Ludwig Mathy, die Schriftstücke aus den Jahren 1846 bis 1848 zusammengestellt, also von dem Zeitpunkte an, wo sich Karl Mathy an der Begründung der „Deutschen Zeitung,“ des gemeinsamen Organs der süddeutschen und der norddeutschen nationalgesinnten Liberalen, beteiligte, bis zu dem Augenblick, wo im Frankfurter Parlament die Entscheidung darüber gefallen war, daß Osterreich in den deutschen Bundesstaat nicht eintreten, sondern nur durch einen weitem, völkerrechtlichen Bund mit ihm in Verbindung gebracht werden könne. Den Briefen Mathys sind Briefe und tagebuchartige Aufzeichnungen anderer, sowie Berichte über wichtige Sitzungen des Parlaments und bedeutungsvolle Zeitungsartikel zur Ergänzung beigelegt, außerdem erklärende Anmerkungen und sehr sorgfältige Register. Das Buch ist also eine sehr wertvolle Quellenpublikation zur Geschichte dieser bewegten Jahre, und wir können nur wünschen, daß es bald eine Fortsetzung finde. Für diesen Fall aber bitten wir dringend um die Beigabe eines guten Bildnisses von Mathy.

13. Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Leipzig, S. Hirzel, 1900. XXII und 208 Seiten.

Zu dem Kreise, worin Mathy verkehrte, gehörten schon in Leipzig Freytag

und Treitschke (beiläufig, was manchem Leser dieser Blätter nicht bekannt sein wird, auch der vielverehrte Moritz Busch). Da beide sehr bald (schon im Herbst 1863) örtlich getrennt waren, so hat sich zwischen beiden ein freundschaftlicher, wenngleich ziemlich unregelmäßiger Briefwechsel entwickelt, der zu den lesenswertesten Denkmälern deutscher Männerfreundschaft und zugleich der politischen Entwicklungsgeschichte dieser Jahrzehnte gehört. Er beginnt mit dem Februar 1863 und endet im Februar 1894, reicht also in zweiundsechzig Stücken (einige Ansprachen und Widmungen mit inbegriffen) über einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten und ist natürlich am interessantesten und regsten in den Jahren, wo sich unter schweren Kämpfen die Einheit Deutschlands herausrang. Sind beide Briefschreiber gleich warmherzige Patrioten, so übertrifft doch Treitschke den Freund bei weitem an Energie des politischen Willens und an politischem Scharfblick. Manche Urteile Freytags über Menschen und Dinge wird man heute nicht ohne Kopfschütteln lesen, sie stammen wohl zum Teil aus Gotha (vergl. z. B. Seite 55. 75. 94. 96). Mit einem feinsinnigen Vergleich der eigentümlichen Art beider Männer hat der Herausgeber, Alfred Dove, den Briefwechsel eingeleitet.

14. Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, G. Reimer, 1899. X und 542 Seiten.

Das Buch schildert den Entwicklungs- und Lebensgang eines der einflussreichsten deutschen Parlamentarier liberaler Richtung in seinen eignen Aufzeichnungen von den Knabenjahren in Mainz, wo er 1823 geboren wurde, bis 1864, also bis ziemlich zu seiner Rückkehr aus Paris nach Deutschland. Die Aufzeichnungen hat Bamberger erst nachträglich im höhern Alter zu seiner Erholung gemacht, aber er hat sich dabei auf gleichzeitige Briefe und Niederschriften gestützt, sodaß an der Zuverlässigkeit der lebendig und geistreich geschriebenen Selbstbiographie kaum ein Zweifel bestehen kann. Ein recht gutes Bildnis des Verfassers ist beigegeben.

15. Der rote Becker. Ein deutsches Lebensbild aus dem neunzehnten Jahrhundert von Karl E. Hackenberg. Mit Porträt. Leipzig, J. Bader (1900). 316 Seiten.

Das Leben eines wackern Vorkämpfers der deutschen Einheit, deren Märtyrer, wie Fritz Reuter, er jahrelang gewesen war, des Oberbürgermeisters erst von Dortmund (1871), dann von Köln (1875) Hermann Becker, hat hier sein Schwiegersohn nach Familienpapieren und eignen Erinnerungen geschildert, ein Denkmal zugleich der schweren und leidvollen innern Kämpfe der Elemente, aus denen sie mühseliger und langsamer als bei allen andern europäischen Völkern erwachsen ist. Die Versöhnung kommt in diesem Lebenslaufe darin zum Ausdruck, daß der 1852 wegen revolutionärer Umtriebe („Vorbereitung zum Hochverrat“) mit fünfjähriger Festungshaft bestrafte Demokrat, der „rote Becker,“ schließlich Oberhaupt einer der größten deutschen Städte und Mitglied des preussischen Herrenhauses wurde (1872), nachdem er schon 1861 in das Abgeordnetenhaus, 1867 in den norddeutschen Reichstag gewählt worden war. Geboren am 15. September 1820 in Elberfeld, starb Becker am 9. Dezember 1885 in Köln.

16. Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild von J. Knopp. Dresden und Leipzig, C. Reißner, 1898 (mit Bildnis). VIII und 294 Seiten. (Aus der Sammlung: Männer der Zeit, herausgegeben von Gustav Diercks.)

Zu einer wirklich unbefangenen, historischen Würdigung Windthorsts, der den einen als welfisch-ultramontaner Intrigant, den andern als der große Vorkämpfer der katholischen Kirche in Deutschland gilt, ist die Zeit schwerlich schon gekommen, und sie wird auch nicht sobald kommen, da die Gegensätze an sich prinzipiell und auch praktisch noch viel zu schroff sind. Eine solche Lebensbeschreibung hat auch Knopp nicht geliefert, er ist ultramontan wie sein Held, und die Hoffnung, die er

am Schlusse ausspricht, jeder Deutsche werde vor dem Grabe Windthorst's in der Marienkirche zu Hannover sagen: „Hier liegt ein großer, guter deutscher Mann begraben,“ ist eitel. Soweit sind wir noch lange nicht.

17. Karl von Hase, ein deutscher Professor, von Richard Bürkner. Mit einem Bildnis in Heliogravüre und acht Bignetten. 182 Seiten. Leipzig, 1900, Breitkopf und Härtel.

Karl von Hase gehört durch seine Kirchengeschichte zu den bekanntesten deutschen Theologen und hat durch seine nahezu sechzigjährige Lehrthätigkeit (1830 bis 1890) den Charakter der theologischen Fakultät in Jena, ja der ganzen Universität, deren Hauptzierde er war, wesentlich bestimmt. Als alter Burschschafter ein warmer deutscher Patriot, der das ganze große Vaterland mit seiner Liebe umfaßte und dafür noch als junger Tübinger Dozent mit fast einjähriger Gast auf dem Hohenasperg zu büßen hatte (1824/25), von jedem Extrem fern, Gegner des Rationalismus, den er in seiner Jugend niederkämpfte, wie der neu auftauchenden und unbuldsamen lutherischen Orthodoxie und der radikalen Tübinger Schule, hat er Zeit seines Lebens ein schlichtes Christentum des Gemüths und der praktischen Bethätigung verkündigt und seine Entwicklung immer vor allem vom historischen Standpunkt aus betrachtet. Wie sich dies aus seiner umfassenden allgemeinen Bildung erklärt, der kaum ein Gebiet menschlichen Interesses fernblieb, so vermittelte es ihm auch ein besseres Verständnis der römischen Kirche, als den meisten lutherischen Theologen bechieden zu sein pflegt; bei seinen zahlreichen Romfahrten — er ist sechzehnmal in der ewigen Stadt eingezogen, auch zum Konzil von 1870 — trat er mit katholischen Theologen, u. a. auch mit dem Kardinal Hohenlohe, in freundschaftliche Beziehungen und hieß in ihren Kreisen scherzhaft der Kardinal von Jena. Vielleicht darf man in seiner ganzen Weise auch den Charakter des mitteldeutschen, speziell des thüringisch-sächsischen Stammes wiederfinden, dem er durch seine Geburt im Pfarrhause zu Nieder-Steinbach nicht weit von Pegau (25. August 1800) und die Abkunft seiner Familie wie durch die Stätte seiner Lehrthätigkeit angehörte: die klug und wohlwollend vermittelnde und doch warmherzige, innerlich entschiedne, darum auch vor dem Kampfe nicht zurückscheneude Art. So einfach sein Leben äußerlich verfloßen ist, innerlich ist es doch durch seine Wissenschaft wie durch den Segen, den er in seinem 1831 mit Pauline Härtel begründeten Hausstande fand, überaus reich gewesen. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, im hundertsten Jahre seiner Geburt, zur Feier der Einweihung seines Denkmals in Jena, dieses Leben eines echten deutschen Professors zum Gegenstande einer Biographie zu machen. Sie giebt in acht Kapiteln ein höchst anziehendes Bild des Lebensganges, der Arbeit und des Charakters. Daß sie den Stoff nicht streng chronologisch, sondern in der Jenaischen Zeit, die keine äußerlichen Veränderungen brachte, mehr sachlich gliedert (Der Jenaische Professor, Streitschriften, Lehrbücher, Der Romfahrer, Vaterländisches, Ruhm und Ende), entspricht den Verhältnissen und erleichtert wesentlich die Übersicht. Die Darstellung würde angenehmer wirken, wenn sie nicht die sonderbare Marotte hätte, in der Erzählung das Perfekte auch da anzuwenden, wo es schlechterdings nicht hingehört. Die Ausstattung ist der Verlags-handlung würdig; warum aber diese veraltete, häßliche Schriftgattung?

18. Unsere Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten von D. Karl Alfred von Hase. Mit 135 Abbildungen und einer Stammtafel. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1898. 4°. 342 Seiten.

Je seltner es einer bürgerlichen Familie möglich ist, ihren Stammbaum durch mehrere Jahrhunderte zurückzuverfolgen, desto interessanter ist es, wenn es einmal geschehn kann. Es setzt das freilich ein sehr lebendiges, von Geschlecht zu

Geschlecht vererbtes Familienbewußtsein voraus, und dieses wieder ist ohne besondre Tüchtigkeit wenigstens einer Reihe von Familienmitgliedern, also ohne ein gewisses aristokratisches Bewußtsein von der Eigentümlichkeit und dem Werte der Familie nicht möglich. Das alles trifft nun bei der Familie Hase, deren Geschichte hier einer der Söhne des Kirchenhistorikers, der Professor Dr. th. Karl von Hase in Breslau, mit Unterstützung seiner beiden Brüder Paul und Oskar für die Familie geschrieben hat, reichlich zu. Das Stammhaus der jetzt blühenden Familie stand zu Numa im Bogtlande, der älteste urkundlich dort nachweisbare Träger ihres Namens war der Pfarrer Paul Hase in Numa um 1470, doch reicht der nachweisbare ununterbrochne Familienzusammenhang nur bis zu Georg Hase, Ratsherrn in Numa, der dort 1577 starb. Seitdem verzweigte sich die Familie in sehr verschiedenen, aber fast immer gelehrten Berufen über Thüringen und Sachsen; eines ihrer bedeutendsten Glieder, der Philolog Karl Benedikt Hase (1780 bis 1864), wurde nach Paris geführt, dort Mitglied des Instituts und Bibliothekar an der Nationalbibliothek. Den hervorragenden Mitgliedern der Familie sind ausführlichere Biographien gewidmet, so außer dem ebengenannten Karl Benedikt vor allem dem Jenaischen Theologen Karl August (S. 184 bis 241, mehr in chronologischer Folge, als die oben besprochne selbständige Biographie). Bildnisse, Ansichten wichtiger Örtlichkeiten und Gebäude, Handschriften und dergleichen sind reichlich beigegeben. Mit dem frohen Gefühle, daß die alte Familientüchtigkeit nicht erloschen sei — die drei Söhne Karl Hases, Angehörige dreier Fakultäten, kehrten aus dem Kriege 1871 alle mit dem Eisernen Kreuze geschmückt zurück —, und daß sie auch in der blühenden Nachkommenschaft fortdauern werde, darf das vornehm ausgestattete Buch schließen.

19. General Enrico della Rocca 1807 bis 1870. Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. von Bodenhausen, mit einem Titelbilde und zwei Übersichtskarten. Berlin, 1899, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. X und 264 Seiten.

Kenner der neuern italienischen Litteratur werden bei diesem Buche vielleicht an die Selbstbiographie eines piemontesischen Landsmanns, Standes- und Zeitgenossen della Roccas denken, an *I miei ricordi* des Marchese Massimo d'Azeglio. Aber diese umfassen nur die Zeit bis 1848, das vorliegende Werk reicht bis 1870; dafür ist das Leben d'Azeglios ungleich vielseitiger und mannigfaltiger, seine Darstellungsgabe weit größer als die della Roccas. Die Bedeutung dieser Aufzeichnungen, die der greise General in seinen letzten Jahren auf seinem Landsitze Luserna niederschrieb († 1897), liegt darin, daß der Verfasser zwei Königen, Karl Albert und Viktor Emanuel II., persönlich und amtlich sehr nahe stand und die ganze Zeitgeschichte als Zeuge und Mithandelnder an überaus günstiger Stelle erlebte. So begleiten wir die politischen und kriegerischen Kämpfe um die Einheit und Unabhängigkeit Italiens, über die man neuerdings in Deutschland wieder die Achseln zu zucken liebt, in allen ihren Wendungen, von den ersten Vorbereitungen unter dem unglücklichen Karl Albert, der heroisch seine Krone aufs Spiel setzte, bis zum triumphierenden Einzuge der italienischen Truppen in Rom am 20. September 1870. Sehr lebendig tritt uns vor allem das Bild Viktor Emanuels entgegen, dessen ganzes freundschaftliches Vertrauen „Macigno“ (d. i. der Mühlstein, Roccas Spitzname beim König) der General genoß; der Mann war bei manchen Anarten doch viel bedeutender, als man gemeinhin annimmt, und keineswegs ein bloßes Werkzeug in der Hand Cavours, sondern ein ganzer König. Denselben Eindruck von seiner Persönlichkeit hatte beiläufig Wilhelm Rossmann, der ihn 1869 in Neapel sah: „man fühlte sich von seinen mächtigen Augen wie an die Wand geheftet. Auch

wenn er nicht König und der Begründer des neuen Italiens wäre, würden die Leute stehen bleiben, diesen Mann anzusehen." (Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen, 2. Auflage, S. 262.) Della Rocca schildert ohne alles Pathos und ohne die den Italienern so natürliche Rhetorik sachlich und schlicht, als ein Soldat und Edelmann, der mit der Ruhe des vielerfahrenen, von dem Weltgetriebe zurückgezogenen Greises auf eine reiche und bewegte, aber glücklich abgeschlossene Vergangenheit zurückblickt.

20. Napoleon I., von Gustav Koloff. Berlin, Georg Bondi, 1900. VIII und 216 Seiten. (Aus der Sammlung: Vorkämpfer des Jahrhunderts.) Eine übersichtliche, flottgeschriebene Biographie des gewaltigen Organisations und Eroberers für einen weitem Leserkreis von berufener Feder.

21. Napoleon I. Tagebuch von St. Helena, geführt von Las Cases. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 2 Bände, XVI und 298, 294 Seiten. Leipzig, Schmidt und Günther, 1899.

Graf Las Cases, ein Mitglied des alten französischen Adels, hat den gestürzten Weltherrscher nach St. Helena begleitet, wurde aber schon im November 1816 von der Insel entfernt, weil er verbotene Verbindungen unterhalten habe. Sein Tagebuch (zum erstenmale kurz nach Napoleons Tode, im August 1822 veröffentlicht) giebt außer den äußern Erlebnissen vor allem Erzählungen und Betrachtungen des Kaisers über seine Laufbahn und seine Regierung, die ebenso glaubwürdig sind, wie Erinnerungen dieser Art zu sein pflegen und jedenfalls sehr interessant als Denkmal seiner Auffassung. Das Ganze bringt den unter allen Umständen gewaltigen Mann dem Leser menschlich nahe und erweckt sogar Teilnahme für das Schicksal dieses an den öden Felsen geschmiedeten Titanen. Die Übersetzung liest sich gut.

22. Moritz von Sachsen von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation 1547. Mit Titelbild (Jugendbildnis des Herzogs). Leipzig, B. G. Teubner, 1898. VIII u. 558 Seiten.

Zu den interessantesten und rätselvollsten Fürstengestalten der deutschen Geschichte gehört der Held dieses Buchs. Eine wirklich genügende, wissenschaftlich begründete Darstellung seines Lebens und Wirkens hat es bis jetzt nicht gegeben. Das Buch von A. von Langenn (1841) war nur der etwas verfrühte Versuch zu einer solchen; Georg Voigt (1876) ist nicht über 1547 hinausgekommen, Wilhelm Maurenbrecher hat nur eine geistvolle Skizze geliefert (Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit, 1874), Simon Zsleib seine wertvollen archivalischen Einzelstudien leider niemals zu einem Gesamtbilde vereinigt. Ein solches versucht nun ein jüngerer Leipziger Historiker auf Grund umfassender archivalischer Forschung zu zeichnen. Selbstverständlich geht er weit über den Rahmen einer Biographie hinaus, er umspannt vielmehr die ganze Zeit, soweit Moritz von ihr beeinflusst worden ist und sie beeinflusst hat, und er geht dabei aufs sorgfältigste auch auf die innern Zustände Sachsens ein. Das Ergebnis ist: Moritz wird uns menschlich näher gebracht, weil er uns in seinem Wesen und in seinen von jeher so verschiedenartig beurteilten Handlungen verständlich wird. Wir sehen ihn als Erben unglücklicher Verhältnisse, hineingestellt in den unheiligen Gegensatz der Albertiner und Ernestiner, des schwachen Vaters Heinrich (des Frommen) von Freiberg und des energischen harten Oheims Georg des Bärtigen, in der Zeit, wo sich der Charakter entwickelt, von einem Hofe zum andern umhergeworfen, früh selbständig und ohne besondere religiöse Wärme, von Anfang an wesentlich Politiker, da er, 1521 geboren, das Luthertum schon als etwas Gegebenes, Fertiges in sich aufnahm, nicht sich seine religiöse Überzeugung erst erkämpfen mußte, wie die ältere Generation. So trennt er sich, kaum zur Regierung gelangt (1541), vom Schmalkaldischen Bunde und sucht unter der Leitung des kirchlich neutralen

Georg von Carlowitz eine selbständigere Stellung zu gewinnen; als der Schmalkaldische Krieg herannah, will er die Neutralität behaupten, da zwar die Bürgerschaften seines kleinen Landes lutherisch, der Adel aber größtenteils noch katholisch und durch die Säkularisation der Kirchengüter tief erbittert ist. Nicht aus eigenem Willen, nicht in verschlagener Berechnung nimmt er dann doch am Schmalkaldischen Kriege teil, sondern er wird erst von den überlegenen Künsten der kaiserlichen Diplomatie hineingezogen, und er hat dabei zunächst verhüten wollen, daß im Falle eines kaiserlichen Sieges der Besitz des geächteten ernestinschen Kurfürsten dem ganzen Wettinischen Hause entfremdet würde, wie es mit dem Vogtlande dann doch geschah. Den Sieg des Kaisers in Süddeutschland 1546 hat nicht sein Einfall in Kur-sachsen herbeigeführt, sondern die elende Kriegsführung und die Geldnot der Schmalkaldner. Den Schimpfnamen eines „Judas von Meißen,“ den ihm damals das protestantische Volk anheftete, hat also Moritz nicht verdient. Mit der Erwerbung der Kurwürde und des Kurlandes, und erst mit dieser, begründete Moritz ein geschlossenes, haltbares wettinisches Staatswesen, was die aus der Leipziger Teilung von 1485 hervorgegangnen Ländersezen niemals gewesen waren, und er hat als Ordner einer streng monarchischen, die Stände möglichst beiseite schiebenden Verwaltung, als Vollender der kursächsischen Landeskirche und als Gründer des kursächsischen Gelehrtenschulwesens nicht weniger geleistet als als Diplomat und Soldat. Die ansehnliche, ja leitende Stellung, die nachmals Kur-sachsen in Norddeutschland eingenommen hat, beruht auf Moritz. Da Brandenburg es verstanden hat, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eine sehr lesbare Darstellung zu vereinigen, so ist sein Buch für jeden Gebildeten eine anziehende Lektüre. Mit Zitaten, die manchen abschrecken, ist er sehr sparsam, und er konnte es sein, denn er hat einen großen Teil des Quellenmaterials, auf dem er fußt, in einem besondern Werke streng wissenschaftlichen Charakters veröffentlicht:

23. Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen, herausgegeben von Erich Brandenburg. Erster Band (1529 bis 1543). Leipzig, B. G. Teubner, 1900. XXIV u. 762 Seiten.

Dieses auf vier Bände berechnete vorzüglich ausgestattete Werk gehört zu den Publikationen der neu gebildeten königlich sächsischen Kommission für Geschichte. Der vorliegende Band enthält 556 Stücke, jedes mit kurzer Inhaltsangabe, manches auch mit erläuternden Bemerkungen versehen, eine Anzahl auch nur im Auszuge mitgeteilt, wo es ohne Schaden für den Inhalt geschehen konnte. Die Orthographie und die Interpunktion sind soweit modernisiert, daß zwar die Vokalisation, nicht aber die oft ganz willkürliche und schwankende Schreibung der Konsonanten beibehalten worden ist. Beigegeben ist ein Namenregister.

